



Nr. 9.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Maiheven.

Von Hans Friederich Blund.

An hett de Deven
Sif höger spannt.
Ut all de schewen
Plütt Hüser klümmt Deven
An Jungs un Deerns lacht in't smukke wide Land.
An fangt an to swüchten
An dacht an'ne Dreem
Plütt' Beek frigt dat Süchten,
Ward witt un lüchten
An blükt na de Sünn un verbiestert vör Leem.
An alle Klünken
Lacht eer wat ut.
De Deerns frigt Klünken,
De Jungs dat Drünken
Speelt Danzmusik, speelt ob mal Brögam un Bruud.
An lacht maal vun achter
An schult, beten stief,
Wat erst so'n Gejachter,
Dat find sif, ward lachter
An hett mit'n mal annern Arm üm den Vieu.

Das weiße Schloß.

Ein Kapitel aus Bremens Vergangenheit.

(Nachdruck verboten.)

Es stand in alten Zeiten
ein Schloß so hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande —

zwar nicht bis an das blaue Meer, aber doch vom Fuße der hohen Geest am rechten Weserufer etwas südlich von Metum herab über den Strom hin. Wer es gebaut? Das kündet kein Lied, kein Heldensbuch, doch darf man den Erzbischof von Bremen, Gerhard II., der von 1219 bis 1258 regierte, und vor dessen Zeit es nicht erwähnt wird, als seinen Erbauer annehmen.

Er war einer der bedeutendsten Kirchenfürsten, die Bremen gehabt hat, und spielte auch außerhalb seines eigentlichen Machtbereiches eine große politische Rolle. Vor allem lag er in fast beständigem Streit mit dem Rat der Stadt Bremen, über die er zur Hauptsache nur eine kirchliche Oberhoheit hatte, nicht ohne ihre Ausdehnung auch auf das weltliche Gebiet anzustreben. Hierzu veranlaßte ihn besonders seine ständige Geldnot, die er dadurch zu beheben suchte, daß er von seinen verschiedenen Schlössern oder Burgen im Lande aus von den Warenzügen der Kaufleute, auch der bremischen selber, Straßenzoll erhob. Empfanden die Bremer dies schon als eine Ungerechtigkeit, da sie ein kaiserliches Privilegium der Zollfreiheit auf allen Straßen vorzuweisen hatten, so war es ihnen erst recht ein Dorn im Auge, als der Erzbischof ihnen auch die freie Schifffahrt auf der Weser zu wehren begann und Warenzoll von ihren Schiffen beanspruchte.

Zu diesem Zweck erbaute oder benutzte er das weiße Schloß, auch die Wittenborch genannt, und zwar gleich im Jahre nach Antritt seiner Regierung, 1220. Von diesem Schloß aus und unter seinem Schutze ließ er auf beiden Ufern und nach der Mitte des Stromes zu Pfähle einschlagen, die die Fahrt verhinderten, und

nur in der Mitte ein „beregat“, ein Fährloch, bleiben, eben weit genug, um einem Schiffe Durchfahrt zu gewähren, aber durch eine starke eiserne Kette gesperret. Nun konnte kein Schiff passieren, ohne ihm den Zoll zu entrichten.

Aber er hatte nicht mit der Tatkraft des Bremer Rates gerechnet. Dieser rüstete einen großen „Koggen“ aus, bemannte ihn mit Matrosen und anderen „guten Leuten“, nahm eine hohe Tide wahr, bei der ein günstiger starker Wind wehte und segelte die Kette entzwei! Dann wurde die Kogge an die Pfähle gelegt, die Besatzung trat auf diese Seite, so daß sie sich senkte, befestigte ein Tau möglichst tief an einen Pfahl und lief zur anderen Seite der Kogge, so daß ein Pfahl nach dem andern glatt herausgezogen wurde. Das mußte der Erzbischof, der sich eben auf dem weißen Schloß befand, ansehen, ohne es hindern zu können, wie Rhinesberch und Schene in der bremischen Chronik schadenfroh und wohlgefällig berichten.

Die Kette wurde im Triumph nach Bremen geführt und war dort noch lange Jahre zu sehen. Die Stadt hatte ihre freie Schifffahrt gerettet, und der Erzbischof die großen Kosten nutzlos aufgewendet. Ja es blieb ihm, da er zu anderweitigen Unternehmungen freie Hand haben mußte und wohl gar der Hilfe der Stadt bedurfte, nichts anderes übrig, als sich mit der Stadt zu vertragen und das „weiße Schloß“ aufzugeben. Ein Lippefcher Ritter, Diedrich Sachte, beredete ihn, der selber ein geborener Herr von der Lippe war, einen Vertrag mit der Stadt einzugehen und den Bremern das weiße Schloß zu übergeben, „daß sie damit tun könnten, was sie wollten“. Dieser Vertrag wurde 1221 am Sonntag Judita, 14 Tage vor Ostern, geschlossen und verpflichtete den Rat des Erzbischof im folgenden Jahre ein anderes Schloß bauen zu lassen, das ihm viel nützlicher sein sollte, den Erzbischof dagegen, die Bremer für zollfrei bei allen seinen Schlössern zu erklären. Das Schloß wurde zu Langwedel gebaut, und der Rat brach das weiße Schloß alsbald („vom stunden an“) bis auf den Grund ab. Die Steine ließ er durch die kleinen Schuten und „Efen“ (Rachen), deren es damals viele gab, in kurzer Zeit nach Bremen führen, wo die bisher noch hölzernen Straßen damit zu Steinstraßen gemacht wurden. Das war das unruhmlische aber nützliche Ende des weißen Schlosses.

Das Drama hat aber noch ein Nachspiel gehabt. Als Erzbischof Gerhard, verüchtigt als die Haupttriebfeder des Vernichtungskrieges gegen die Stedinger, am 28. Juli 1258 gestorben war, haute sein Nachfolger, Erzbischof Hillebold (1258—1273), vorher Archidiakon in Rürstingen, ein Sohn des Grafen von Bruchhausen die „krante“ Feste Versflet, die nicht fern von dem ehemaligen weißen Schloß lag, wieder auf und befestigte sie, so daß die Bremer eine neue Beengung ihrer Freiheit von ihr aus zu fürchten hatten. Nach längerem Kampfe zwischen dem Erzbischof und der Stadt kam ein Friede zustande, in dem Versflet der Stadt übergeben wurde, wie 40 Jahre zuvor das weiße Schloß, die Wittenborch. Der Rat ließ sie „von Grund aus“ zerstören, und ein Vertrag vom 14. August 1262 bestimmte, daß sie nie wieder aufgebaut werden durfte, ebenso wenig wie überhaupt irgend eine Feste zwischen der salzen See und der Stadt Bremen zu dulden sei.

Wann und von wem die Feste Versflet zuerst erbaut worden und wer sie „krant“ gemacht, wissen wir nicht, doch kann als Erbauer nur Gerhard oder Hillebold als Eroberer nur die Stadt Bremen in Frage kommen. In oder bei ihrer Johannes dem Täufer geweihten Kapelle, die vordem der Wittenborch gebiet hatte und noch 1353, aber als völlig zerstört bezeichnet, nach dieser, dagegen 1373 nach Versflet benannt wird, sind 1234 einige in der Schlacht bei Altenesch gefallene Ritter aus den Reihen der Kreuzfahrer beerdigt worden, nicht in der gegenüber liegenden zu

Warfleth im Stedingerlande, das noch bei Schumacher (die Stedingen, 1865) dauernd mit Versflet verwechselt worden ist.

Von dem weißen Schloß, der Wittenborch, wie von der Feste Versflet gilt das Wort „und ihre Stätte kennet man nicht mehr“. Vielleicht darf man sich der Hoffnung hingeben, daß Ortskundige sie, wenigstens was Versflet anbetrifft, noch einmal auf Grund eines dortigen Flurnamens feststellen können.

Ramsauer.

Zur Heiderhochzeit.

Von H. Beckhufen (Geestemünde).

(Nachdruck verboten.)

An einem hellen Frühlingstage saßen wir im Zuge. Heiders Hochzeit wollten wir feiern.

„Königs Moor!“ rief die Stimme eines Bahnbeamten. Die war während der Kriegszeit ein Gefangenenerlager, und Franzosen und Russen haben in langer Arbeit weite, kaum übersehbare Str. der Kultur erschlossen. Noch vor einem Jahre konnte man hier so weit man blickte, nichts als eine weite, braune Ebene sehen, und nun —. Rechts vom Bahnkörper reiht sich eine blühende Wiese an die andere, fast ebenso grün und blumengeschmückt wie unsere fruchtbare Marschenheimat. Und drüben leuchteten große Lethern an einem weißen Gebäude: „Bremer Moorversuchstation“. Deutsches Wollen und Können schufen aus der Wildnis Kulturland und Raum für viele bodenhungrige Menschen. Und wirklich standen in einiger Entfernung schon die ersten Kolonistenhäuschen auf brauner Heimaterde. Möge ein gütiger Himmel die harte Arbeit ihrer Bewohner segnen!

Ein liebliches Bild reiht sich hier ans andere, und so wurde es fast störend empfunden, als der Bahnbeamte beim nächsten Halten des Zuges rief: „Wulffen, aussteigen!“ Unsere Eisenbahnfahrt hatte ihr Ende erreicht. Aber am Bahnhof hielten schon zwei Gespanne, die uns nach wunderbarer 1½stündiger Fahrt durch den herrlichen Sommersiedler und Garlsdorfer Forst nach dem lieblich gelegenen Eggestorf brachten, wo wir im Hochzeitshause von lieben Menschen froh bewillkommenet wurden.

Bald saßen die Gäste von der Wassertante an reich gedeckter Tafel, wo neben anderen Lederbissen namentlich „de Koppysült“ und gebratene Rinderwurst, zwei Hochzeitsgerichte der Heide, immer wieder zum Einbeissen einluden.

Der Volterabend wurde zwei Tage vor dem Hochzeitstage gefeiert. Vielleicht hängt diese Sitte mit der dreitägigen Dauer einer echten Heiderhochzeit in früherer Zeit zusammen. Damals weilten sämtliche Hochzeitsgäste die ganzen drei Tage im Hochzeitshause. Auch die Kinder, selbst die kleinsten, wurden mitgebracht und hatten auszubarren. Ein Ehepaar ohne Kinder wurde von den Hochzeitsgästen schief angesehen. „Wer keen Kind hätt, de lehnt sich een!“ Da mußtens natürlich alle Dorfbewohner Freiquartiere stellen, und gastfrei ist der Heider noch heute.

Als wir am anderen Morgen gegen 10 Uhr wieder im Hochzeitshause erschienen, erstaunten wir nicht wenig, sämtliche Hochzeitsgäste schon versammelt zu finden. Ausnahmslos und fern waren sie herbeigekommen und nahmen nun schubweise an der reichgedeckten Frühstückstafel Platz. Alle Hochzeitsgäste, voran das Brautpaar, schritten im langen Zuge zum nahen Kirchlein. Heller Sonnenschein lag über der Heide. Hoch oben im Gipfel einer knorrigen Eiche schmetterte der Buchfink, und als wir durch ein altes Tor das Kirchengrundstück betraten, flötete die Schwarzdrossel ihr sanftes Lied voll Sehnsucht und Liebe.

Bald waren die meisten Plätze des kleinen Gotteshauses besetzt. Rauh und schmucklos ist das Heidelichlein, und doch hat es den rechten Schmuck. Ueberall Kränze, gewunden aus blühender Erika. In jedem Jahre zur Zeit der Heideblüte ziehen die Jungfrauen des Ortes hinaus und holen die im roten Hochzeitskleide prangende Erika zum Schmucke der Heidekirche.

Pastor Bode, der Gründer des Naturparkes, der seine Heider kennt, predigte über das Wort Ruths: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen!“ Heiders Tochter wollte die Heide verlassen. Da hätte er kein passenderes Wort wählen können.

Nach der Trauung ging es zurück zum Hochzeitshause, wo an langen Tafeln „lange“ gespeist wurde. Dann aber hieß es „Plas schaffen to'n Tanz!“

Nach zahlreichen Ehrentänzen, bei deren Abschluß fanden im Tanz des jungen Paares, setzte der allgemeine Tanz ein. Runde und bunte Tänze wechselten miteinander. Contra Drettritt, Contra mit de Windmühl, achterhaltsturig mit een Nahklapp, alles alte Tänze der Heider aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, erfreuten das Auge des Beobachters.

Interessant ist es auch, daß die junge Frau im gewöhnlichen Verkehr, nicht den Namen ihres Mannes führt, sondern den des Hauses, in das sie zieht. Hieß der Erbauer des Hauses Cohrs, so redet man die junge Frau fortan als Cohrs Mutter an, auch wenn der heutige Besitzer vielleicht den Namen Heins trägt, und ebenso werden später die Kinder als Cohrs Trina oder Cohrs Jann genannt.

Tags nach der Hochzeit wanderten wir zu Dreien dem Naturpark entgegen. Weite Stille ringsum. Ein alter Heider, der mit seiner im Sonnenschein glänzenden Twid (Quid) Heideplaggen trug, zeigte uns den Weg nach Wilsede. Nach etwa zweistündigem Marsche betraten wir zur Mittagszeit das stille

Dorf, den Mittelpunkt des Naturparkes. Goldene Lichtwellen flimmerten über der Heide und über den langen Strohdächern der wenigen Bauernhäuser des Ortes. Gleich am Dorfeingang stiegen wir auf eine große Schnudenherde, die von der Heide zur Mittagssrast dem am Rande des Dorfes stehenden Stalle zustrebte. Der fleißige Hund schien die verkörperte Pflichterfüllung zu sein. Immer wieder rannte er um die über 300 Tiere zählende Herde und ließ sich nicht Zeit, uns auch nur eines Blickes zu würdigen. Ganz anders der wettergebräunte Schäfer! Auf unsern Gruß kam ein freundliches „God'n Dag!“ zurück, und so schritten wir mit ihm im Gespräch über die stille Dorfstraße, bis sich unsere Wege trennten.

Als die drei Wanderer bald darauf unter der einsamen Fähr, dem Wahrzeichen des Wilseder Berges, standen, zog ein frischer Luftzug über die kahle Bergklippe. Schneebedingens, Soltans, Bardowicks und Lüneburgs Türme waren sichtbar, und auf Heide und Wald und den sonst so düsteren Wacholdergruppen lag ein goldener Glanz der hoch am wolkenlosen Himmel stehenden Sonne.

Eine Stunde später durchschritten wir den Totengrund, jene eigenartige, romantische Talbildung. „Den Weg, den die Lebenden geh'n, soll der Tote nicht geh'n!“ So wurden die Leichen von Wilsede durch den Totengrund getragen, um auf dem Friedhof in Wispingen bestattet zu werden.

Wie ein weißer Silberstreifen führt der Pfad durch das Tal. Braune Heide überall, düstere Wacholder einzeln und in Gruppen, und uralte graue Hünnesteine und gewaltige Findlinge, jene Zeugen der Vorzeit geben dem Ganzen ein ernstes und geheimnisvolles Gepräge.

Still und tief ergriffen verließen die Heidewanderer den Totengrund, um noch das Heidemuseum zu besichtigen, das ebenfalls Eigentum des Naturparkes ist, und ein Heiderhaus aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts darstellt.

Dann kehrten wir im „Gasthof zum Heidemuseum“ ein, wo uns die hübsche Tochter der Heide den Kaffeetisch deckte. Wie schneeweiß das selbstgewebte Linnen glänzte, und die Sonnenstrahlen, die durch die kleinen Scheiben des Fensters drangen, überzogen die vielen Gegenstände aus Großmütterchens Zeiten mit goldigem Schimmer.

Gegen 5 Uhr hieß es Abschied nehmen.

Dort am Torausgang ein Stein, der ein Bronzefigürchen trägt mit der Inschrift:

„Unserm Führer Franz Gabain.

In Dankbarkeit von Heidefreunden.“

Muß es nicht merkwürdig berühren, daß eine der ersten Heidebeschreibungen aus der Feder eines — Franzosen kommt? Allerdings war sie auch danach. „Die Bewohner der Lüneburger Heide, Heidschnuden genannt, sind ein wildes Volk.“ Dieser Satz charakterisiert die Güte der Schrift. Muß es nicht ebenso befremden, daß es ein Engländer war, der im vorigen Jahrhundert zuerst auf die Schönheit dieser Landschaft hinwies? Er weilte als Sprachenlehrer in Hamburg und wanderte von dort aus in die Heide, deren stille Welt ihn begeisterte.

Nur erst Franz Gabain wies in seinem Wanderbuche unzähligen Menschen den Weg zur lieben Erika.

Bald hatten wir die Grenze des Naturparkes wieder überschritten. Noch einmal wurde Halt gemacht und rückwärts geblickt. Dort lag das Gebiet, das in der ursprünglichen Form erhalten bleibt. Hier wird der Kultur ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen. In Efern fällt hier die Rosmarinheide den Frühling mit süßem Duft, zu Pfingsten läßt der Ginster seine goldenen Blüten erglänzen, im Sommer wiegt das Wollgras sein weißes Blütenköpfchen, und im Spätsommer schmückt die liebliche Erika das ganze Land. Bussarde, Weihen, Bekassinen, Sumpfhühner und Dommel, niemand darf sie stören. Keiner darf es wagen, die Art an die gewaltigen Eichen zu legen oder die malerischen Wacholder zu stören, und der Hünnenstein bleibt bei ihm von den Altvordereuren gegebene Bestimmung erhalten. —

Als die drei Wanderer wieder in Eggestorf einzogen, lagen schon Wald und Heide in rotes Abendgold getaucht. Früh am andern Morgen galt es Abschied zu nehmen vom stillen Heide-land und seinen lieben Menschen.

„Tiefenfauleit, es schlingt um deine Pforte

Die Erika das rote Band,

Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,

Sei mir gegrüßt, du stilles Land!“

Eine historische Ede.

Eine Erzählung aus dem Oldenburger Land.

Von Friedrich Jeps.

(Nachdruck verboten.)

Zwischen dem vom Ems-Jever-Kanal durchschnittenen ostfriesischen Hochmoor und her im Norden und Osten vorgelagerten Marsch dehnt sich ein breiter Geeststrich. Am nordwestlichen Ende nimmt er die Form eines eingetriebenen Keiles an, dessen Spitze Jever und Eilenriede bilden.

Während die jüngere Marsch arm ist an historischen Stätten, finden sich solche auf der erwähnten Geest in größerer Anzahl; zusammengedrängt auf verhältnismäßig kleinem Raum. Abgesehen von Jever, dessen Geschichte auf 1000 Jahre zurückreicht und dessen

Altertümern von einer großen Vergangenheit Zeugnis ablegen, besitzt auf besagter Gegend fast jeder Ort ein Andenken, das auf uralte Kultur und Besiedlung schließen läßt.

In der Gemeinde Sillenstede wurden Urnen und ein Einbaum zutage gefördert. Hier zog sich also vor langen Zeiten der Strand des Meeres hin, der wahrscheinlich schon von phönizischen und römischen Seefahrern angelaufen wurde. Auf Sillensteder Gebiet, am Rande der Oese, liegt auch das Barteler Meer, das jetzt allerdings bis auf einen kleinen Hümpel verschwunden ist. Der Sage nach taufte hier Bonifazius die heidnischen Friesen. An den Ufern des Barteler Meeres wurde Heinrich der Löwe von den ergrimten Destrington entscheidend geschlagen. Jahrhunderte hindurch wurde von den Destrington dieser Sieg gefeiert und zum Andenken auf der Walstatt eine Kapelle erbaut, die jetzt längst verschwunden ist.

Weiter kommen wir zur Gemeinde Schortens, auf deren Gebiet einst das Sonnenkloster Destringsfelde stand. Nur noch spärliche Ruinen zeugen heute von der Wucht der Mauern und einstiger Größe. Die Steine wanderten größtenteils als Baumaterial nach Jever, und der Klosterpark mit seinen uralten Baumriesen wird jetzt ein Restaurant für Ausflügler erhalten, um in der Not der Zeiten als Einnahmequelle zu dienen. Das Rettengerassel und Wassengeräusch, das zaghafte Gemüther in nächtlicher Stunde bei den Ruinen gehört haben wollen, wird den Zeitgeist wohl kaum beunruhigen.

Weiter geht es nach Althase bei Reepsholt. Hier wurde vor einigen Jahren ein Friedhof aufgedeckt, wobei Metallstücke gefunden wurden, die als Bronze anzusprechen sind.

In dem nahen Reepsholt lenkt die alte wuchtige Kirche mit dem halb zerstörten Glockenturm unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die rauschhaften Männer der Gräfin Theda von Aurich haben vor etwa 450 Jahren ihre Wut an dem Turm ausgelassen. Seitdem steht er da als ein seltsames Erinnerungsstück an die mittelalterlichen Fehden.

Etwa vier Kilometer weiter liegt Friedeburg. Die noch sichtbaren Wallreste zeigen die Stätte, auf der einst die sogenannte „Friedeburg“ stand; jetzt krönt eine Windmühle den Platz. Da dieser Landstrich den ständigen Zankapfel zwischen Oldenburgern und Ostfriesen bildete, suchte sich jeder Teil nach Möglichkeit vor den Ueberfällen des anderen zu sichern. Dem freitbaren Gerhard von Oldenburg wollte es nicht gelingen, die „Friedeburg“ in seine Gewalt zu bringen. Also baute er zehn Kilometer davon ein anderes Bollwerk, die „Nauenburg“, wobei er sich wenig um die Proteste der Ostfriesen kümmerte. Er verließ sich auf seine Faust, die auch die Bremer in unliebsamer Weise spürten. Wenn es zur Abwechslung auch mal den reichen Hamburgern einige Schiffe wegstaperte, so fiel das unter Brüdern weiter nicht auf.

Während „Friedeburg“ und „Nauenburg“ uns durch die Erinnerung an das spätere Mittelalter fesseln, führt uns die bei Friedeburg gelegene Ortschaft Stapelstein in die vorgeschichtliche Zeit zurück. Hier befindet sich ein gut erhaltenes Hünengrab. Nördlich von Reepsholt, an der Straße nach Wittmund, befinden sich bei Risfel noch einige Hünengräber, die jetzt auch unter Denkmalschutz stehen.

Das Hünengrab bei Stapelstein liegt hart an der Landstraße. Eingebettet in ein Kieferngebüsch, träumt es von der Vergangenheit. Was mag auf der uralten Seerstraße im Laufe der Jahrtausende hier alles vorübergezogen sein?

Römische Legionen; die Franken Karls des Großen; Friesen zu den Kreuzzügen; die Mansfelder im dreißigjährigen Kriege.

Die Hünengräber der Wisbefer Heide sind wichtiger in der Gesamtheit; die Denkmale in Risfel und Stapelstein aber wirken durch ihre Schlichtheit als Zeugen aus grauer Vorzeit.

Was die Jeverländer Kirche erzählt.

Von Friedrich Jeps.

(Nachdruck verboten.)

Inmitten des Dorfes steht sie auf erhöhtem Berf, wie für die Ewigkeit gesügt, die alte trutzige Friedenskirche. Ihre Mauern bestehen größtenteils aus Granitquadern, denen die Stürme von Jahrhunderten nichts anhaben konnten. Gleich den alten ägyptischen und römischen Bauten wird wohl auch die Kirche Jahrtausende überdauern. Von dem alten Friesengeist und Trub ihrer Erbauer wird sie noch Zeugnis ablegen, wenn ihre heutige Umgebung längst in Schutt und Staub zerfallen ist. Sie ist kein stolz erhabener Bau wie die alten Dome und Münster in Mittel- und Süddeutschland, wird aber in ihrer Schlichtheit und Anspruchslosigkeit mit nicht weniger Ehrfurcht betrachtet. Denn was hat diese Kirche im Laufe ihres langen Lebens nicht alles gesehen! Auf wieviel Menschenfreud und Menschenleid hat sie in den langen Jahrhunderten herabgeschaut! Sturmfluten und wilde Fehden tobten um ihre Mauern. Doch sie blieb stets dieselbe; heute noch ebenso das Wahrzeichen Frieslands wie zu jener Zeit, als noch die unglücklichen Stedinger um ihre Freiheit kämpften. Doch lassen wir sie mal selbst erzählen:

700 Jahre sind verflossen, seitdem ein altes kerniges Geschlecht mich hier errichtete; Gott zur Ehr, dem Lande zur Wehr. Sieben Jahrhunderte! Für das Menschengeschlecht eine unendlich lange Zeit; für mich und meinesgleichen nur eine kurze Spanne. Und welch winzigen Teil bedeuten sie erst für die Ewigkeit!

Weil im religiösen Kult der alten Germanen die Lebenspende rin Sonne eine wichtige Rolle spielte, haben auch meine Erbauer dies berücksichtigt; das Fundament wurde in der Richtung von Osten nach Westen gelegt. So bestrahlt das aufsteigende Tagesgestirn bei mir den Chor und Altar zuerst; die scheidende Sonne aber hüllt meine Front noch lange in warmes Licht, wenn meine Umgebung schon im dunklen Schatten liegt. So sehe ich die liebe Sonne als erste des morgens aufgehen und als letzte am Abend scheiden. Ich sehe sie schon, wenn ihr feuriger Ball aus den Fluten des Jeverbusen emporsteigt. So war es nicht immer. In den ersten Jahrhunderten meines Daseins lag dort noch ein festes Land, wo jetzt die Wogen des Jeverbusens rauschen. Wilde Sturmfluten, die auch bis an meine Mauern heranspülten, haben das Land weggerissen. Ich hörte sie rufen, die Sturmglocken von Bent und den anderen untergegangenen Dörfern. Auch meine Glocken gaben Antwort, aber bald überliefte sie das wilde Brausen des Sturmes. Die Menschen waren machtlos gegenüber den entfesselten Elementen. Es brachen die Deiche und wo sonst blühendes Land war, tobte jetzt die wilde See. Sieben Dörfer blieben für immer in den Wellen begraben. Diejenigen Menschen, die in meinen Mauern Zuflucht gesucht hatten, habe ich treulich beschützt. Viele aber konnten sich nicht retten und kamen elend um.

Wiederum waren Jahrhunderte vergangen. Die Flut war inzwischen noch oft ins Land gedrungen und hatte Opfer gefordert. Immer aber hatte der zähe Friesenmut die See wieder bekämpft und zurückgeworfen. Da aber brach in einer Christnacht die Flut mit verheerender Gewalt herein; Menschen und Tiere kamen um nach Tausenden. Wiederum leckte und nagte die gierige salzige See auch an meinem Berf, als wollte sie in ihrem Dase noch die Toten aus der Erde wühlen. Ich hielt aber stand und bot Schutz dem Leben, das sich mir anvertraut hatte. Wenn heute der wilde Nordwest um meine Mauern tobt, gedenke ich jener Zeiten. Bernüht aber schaue ich auf den dunklen Strich am Horizont, es ist der gute feste Deich.

Dem Lande zur Wehr, das war einer meiner Gedanken, mit dem meine Erbauer mich hier hinstellten. Aber nicht nur bei Sturm und Wassernot sollte ich Schutz gewähren. Das Jeverland hatte noch andere Feinde als den blanken Hans. Im Westen saßen die Ostfriesen, stammverwandt und Söhne desselben Volkes, und doch grimmige Feinde, das Jeverland war für sie ein zu begehrtlicher Bissen. Ich sah sie oft und schon früh genug, wenn ihre Scharen noch hinter Wittmund lagerten. Wieder heulten meine Sturmglocken durchs Land und riefen die wehrhaften Männer zu den Waffen. Oft wurde der Feind zurückgeworfen, aber nicht immer. Wieder nahm ich die bedrohten Menschen unter meine Fittiche und meine Mauern mußten eine Belagerung aushalten, bis der Feind unverrichteter Sache abzog oder auch erst nach schmählischem Vorkauf.

Nach diesen langen Jahrhunderten, in denen immer wieder die Kämpfe gegen die Sturmfluten, äußere und innere Fehden miteinander wechselten, kam eine etwas ruhigere Zeit. Vor etwa 200 Jahren setzte man mir liebevoll einen Schmuck aufs Haupt in Gestalt eines Schwanens, dem Symbol des Friedens. Aber noch nicht lange hatte ich ihn getragen, als schon wieder Kriegsgeschrei um meine Mauern tobte. Die Soldaten des Korsen benutzten meinen Schwan als Zielscheibe. Doch nur wenige Jahre machten sich die Fremdlinge hier breit. Es kam der Tag der Freiheit und unter dem Dröhnen der Sturmglocken wurde der Feind aus dem Lande gejagt.

Der Weltkrieg brauste über die Erde, den ja auch die jetzige Generation miterlebte. Wieder, wie vor hundert Jahren, sah ich auf das Gewimmel von Truppen herab; doch diesmal waren es Verteidiger unseres Landes. In meinen Mauern wurde wieder, wie in meinen jungen Jahren, die Messe gelesen, für die katholischen Krieger. Ueber vier Jahrhunderte hinweg reichten sich hier die gegnerischen Konfessionen die Hand in friedlicher Duldsamkeit; zusammengeschießt für Not und Tod. — Und meine Glocken? Sie verkündeten mit lautem Jubel die Siege unserer Heere. Dann aber kam die traurige Zeit, da ich eine meiner Glocken der Not des Vaterlandes opfern mußte. Seitdem kann ihre Schwester nicht mehr wie früher ihren Ruf hell und freudig in die Lande senden. Hört ihr es denn nicht, wie ihr Ton immer schluchzend erstirbt?

Zur Geschichte des Handels in Butjadingen.

Von Dr. Löhmann.

(Nachdruck verboten.)

Die nachstehend wiedergegebenen Urkunden befinden sich im Archiv der Stadt Osnabrück. Sie sind Beweise von der Lebhaftigkeit des Handels im Butjadingerlande (dem damaligen Rüstringen) dieses (der Jade) vor 600 Jahren, von dem unsere Geschichtsschreiber bisher wenig erwähnten. Wir wollen die alten Dokumente in deutscher Uebersetzung (aus dem Lateinischen) hier wortgetreu wiedergeben.

Erste Urkunde: Den weisen und ehrbaren Männern, ihren besonders guten Freunden, den Schöppen, Bürgermeistern und der ganzen Stadt Osnabrück entbieten die Richter und Vornehmsten des Rüstringerlandes ihre Bereitwilligkeit zu allem Guten. Zu unseren Jahrmärkten, welche wir in unserm Flecken Oldensen (?) an den nächstkommenden Festen Johannis des Täufers, Jakobi des Älteren und des Erzengels Michael wie gewöhnlich halten wer-

den, laden wir Eure Kaufleute sämtlich ein, indem wir ihnen Sicherheit für ihre Person und ihr Eigentum versprechen, ungeachtet des großen Schadens, den unsere Mitbürger aus Goldwarden, wie Ihr wißt, durch einen Eurer Bürger erlitten haben und worüber Ihr, obgleich v. Asch darum gebeten, uns bis jetzt noch keine Antwort erteilt hat. Zum Zeugnis dessen haben wir unser Siegel gegenwärtig angehängt. Gegeben zu Schwarder Brücke im J. 1306 am Tage nach dem Trinitatisfeste.

Zweite Urkunde: Den weisen Männern, ihren Freunden, den Schöppen und Bürgermeistern und Gemeinden zu Münster, Osnabrück, Bocka, Wildeshausen und in anderen Städten Westfalens anbieten die Richter und Vornehmsten des Landes Rüstingen vielfältigen guten Willen und aufrichtige Liebe in dem Herrn. Wir haben beschlossen, in unsern Flecken Langwarden zweimal im Jahre Jahrmärkte zu halten, nämlich zum Pfingstfeste und zum Feste des heil. Laurentius, und zwar an diesem Orte deswegen, weil der Weserstrom und andere Gewässer sehr nahe sind, derselbe sichere Pässe hat und die Schiffe von allen Inseln mit ihren Waren diesen Ort bequem besuchen können. Wir bitten daher Eure Ehrbaren geziemend, diesen unsern Beschluß Euren Mitbürgern und anderen Kaufleuten bekannt zu machen, indem wir bei Christo bezeugen, daß ungeachtet der Zwietracht und des Krieges, welchen die Stadt Bremen ohne unsere Schuld gegen uns aufgebracht hat, wir den Kaufleuten aller Landen, welche über unsere Grenzen kommen, um Handel zu treiben, nicht allein an obgedachten Festen, sondern auch zu jeder anderen Zeit des Jahres Sicherheit für ihre Personen und ihr Eigentum gewähren und für alles Unrecht, welches, so Gott verhüte, ihnen bei uns widerfähre: sollte, ihnen schuldige Genugung geben wollen. Zum Zeugnis dessen ist unser Siegel dem Gegenwärtigen angehängt. Gegeben zu Schwarder Brücke im J. 1307 am Tage vor dem Feste des heil. Georg, des ruhmvollen Märtyrers. —

Hermann Löns als Zoologe.

(Nachdruck verboten.)

An dieser Stelle einen philologischen Ueberblick über die neuere und neueste Löns-Literatur zu geben, sei ferne von mir. Nur ein einziges kleines Buch möchte ich in den Kreis dieser anspruchsfreien Betrachtung ziehen, ohne es indessen empfehlen zu wollen, Otto Weltzien's „Rosenjäger“ (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin). In diesen Blättern, deren Sinn oft leider etwas kraus ist, steht doch allerlei Merkwürdiges.

Wertwüdiges enthält namentlich das Kapitel von den „Rosenjäger-Quellen“. Daß Hermann Löns auch seine Bücher im journalistischen Stile herunterzuschreiben gewohnt war, daß besonders, daß seine kleinen volksheldemäßigen Rosenjäger-Lieder entstanden sind, dürfte allgemein bekannt sein. Der Rezensent von „Welshagen und Alafings Monatsheften“ schrieb, was fast niemand mehr weiß, gleich nach Erscheinen des Rosenjäger-Liedes eine geradezu vernichtende Kritik. Entschieden ging er zu weit, wenn er faktisch bemerkte, der Dichter habe eine Reihe von Liedern aus „Des Knaben Wunderhorn“ in die einzelnen Zeilen zerlegt — und zwar mit dem beliebtesten Redaktionsinstrument, der Schere —, die Streifen in einer leeren Zigarrenliste vereinigt, nach Schließen des Deckels gehörig geschüttelt, habe sodann Streifen einzeln nach Bedarf herausgezogen, der Reihe nach auf ein Papier geleimt, zuguterletzt Zeilenübergänge und Reime geschustert und etwas Sinn in das neue Volkslied gebracht. Natürlich ist die Kritik „cum grano salis“ zu verstehen, jedenfalls im Grunde nicht ganz unberechtigt.

Weltzien schreibt wörtlich:

„Eugen Diederichs, der Verleger des Werkes, teilte mir zur Sache dies mit: „Ich weiß nur, daß er die ganzen Rosenjäger-Lieder innerhalb einer Nacht gemacht hat, was natürlich nicht ausschließt, daß er dann noch einige später eingeschoben hat, die mit persönlichen Erlebnissen zusammenhängen. Jedenfalls sagte er mir, er hätte die Rosenjäger-Lieder auf kaltem Wege gemacht, und dieser Ausdruck beweist, daß er kein allzu großes Gewicht auf ihren dichterischen Wert legte.“

Hermann Löns war aber nicht nur Rosen- und Schirzenjäger, nicht nur Dichter leichter und doch auch wieder schwermühtiger Volkslieder, der Gestalter wuchtiger, niederdeutscher Romane, nicht nur Journalist, nicht nur der unglücklich unterm Ehejoch Gezeichnete — er war überdies ein nicht unbedeutender Zoologe. Seine großangelegte Fauna der Provinz Hannover hat er in einem unglückseligen Augenblick selber leider wieder vernichtet, doch ist nicht ausgeschlossen, daß sich an irgendeiner unbekannten Stelle noch die Kladden mit der Vorarbeit befinden. In seiner größten wirtschaftlichen Notzeit hat Löns die trefflichsten, populär-wissenschaftlichen Beiträge zu den „Lebensbildern aus der Tierwelt“, die ja im Laufe der Jahre bekannt genug geworden sind, geliefert.

Echter und gerechter Naturforschergeist steckte in Löns. Etel, Abneigung gegen gewisse Tiere dürfte ein Naturforscher niemals haben, niemoh! auch solche Fälle zu verzeichnen sind. Als Betspiel

einer Abneigung seien die widerwilligen Gefühle des Anatomen und Physiologen Johannes Müller gegen Spinnen angeführt. Der Anatom, den Emile du Bois-Reymond den Saller des 19. Jahrhunderts und den deutschen Curier nannte, ertrug den Anblick von Spinnen selbst zu einer Zeit noch ungern, wo man ihm über den Gang und die Augen dieser Geschöpfe bereits umfangreiche Aufschlüsse verdankte. Vielleicht reizte den Forscher das Studium gerade dieser Geschöpfe, weil er seinen Ekelgefühlen damit den Boden zu entziehen trachtete.

Ein tierisches Wesen, das ebenso unverschuldet und ganz unverdientermaßen wie die Spinne die Abneigung der Menschen erntet, ist die Wegschnecke. Gerade nun die Nachschnecken waren das wissenschaftliche Spezialgebiet Hermann Löns. Ein Stück echten Naturforschertums offenbart sich in der nachfolgenden, nahezu völlig unbekannt gebliebenen kleinen Geschichte, die nach H. Schliephales Mitteilung auf Wahrheit beruhen muß.

Löns hatte im Zoo in Hannover den verschiedensten Tieren Wegschnecken vorgeworfen; überall aber waren die Schnecken, mochten sie noch so fett sein, verschmäht worden. Da warf Löns dem Strauß, der doch wahrlich kein Kostverächter ist, nacheinander mehrere Stücke Brot zu, die der Vogel geschickt auffing und verschluckte; hierauf — unvermutet für den Strauß — eine Wegschnecke, die natürlich auch aufgefressen, aber sofort in hohem Bogen unter allen Anzeichen des Ekel wieder ausgespien wurde. Der Strauß lehnte sich vergrämt ab und nahm auch kein Brot von Löns mehr an, so verlockend dieser es ihm auch zuwarf. Löns wollte nun hinter das Geheimnis des Ekelregers kommen. Er strich deshalb mit dem Finger über eine Wegschnecke und schmeckte den Schleim. Dieser hatte einen so widerwärtigen und häßlichen Geschmack, daß Löns ihn trotz aller Mundwässer drei Tage lang nicht wieder loswerden konnte und während dieser Zeit auch von seiner damaligen Braut entsetzt gemieden wurde.

Joh. Schräpel.

Heidebrand.

Von H. Mahler.

(Nachdruck verboten.)

Es war Anfang Mai. Seit acht Tagen wehte ein scharfer Ostwind, der den Straßenstaub aufwirbelte und das Feld ausdürzte. Selbst der feuchte Moorgrund wurde trocken. Die grünen Torfmoose schrumpften zusammen, und im Boden entstanden kleine Risse. Die noch braune Heide und das welke Behtgras wurden trocken wie Funder.

Es brannte im Moor. Rasend griff das Feuer um sich und hielt zwei Tage an. In der fast meterhohen Heide wütete es mit unerfättlicher Eier. Wo es nur farge Nahrung fand, züngelte es verdröffen weiter. An einer Stelle brannte es in die Tiefe. Da war der Boden hoch und trocken und von Röhren, die der Fuch gegraben hatte, durchzogen. Hier schwelgte das Feuer eine ganze Woche. Als es aber vor dem breiten Weg kam, der überfandert war, hatte es keine Kraft mehr, ihn zu überspringen. Es erlosch.

Wenige Tage später durchstreifte ich die große Brandwüste. Geschwärtzte Stengel des Heidekrautes und Gagelstrauches ragten aus dem taflen Boden hervor, nur an einem Wassertümpel schimmerte weißes Wollgras.

Ich betrat ein Grabenuser, das vor dem Brande mit hoher Heide bewachsen war. In einer kleinen Vertiefung erblickte ich zwischen nackten Stengeln ein ausgebranntes Nest. An den zersprungenen Eierchalen erkannte ich das Gelege einer Vorkhenne. Sie hatte wohl geborgen unter dem Heidekraut gebühtet, bis das grausame Feuer sie vertrieben hatte.

Ich schritt weiter und fand bald ein zweites Nest. Es lag in einer kleinen Mulde am Rande einer alten Torfkuhle. Die rohen Flammen hatten es umzingelt, die zarten Salme und Federchen ergriffen und die Eier zum Zerspringen gebracht. Es war das Gelege einer Stodente.

Wo Heidekraut und Post dicke Bestände bildeten, da hatte die zierliche Kridente ihr Nest. Jetzt war da eine wüste Stätte. Die kleine Moorente, die ihre Jungen so wader und mutig gegen Weihe und Sund zu verteidigen weiß, konnte ihr Nest gegen das wütende Feuer nicht behaupten.

Betrübt setzte ich meinen Weg fort. Da stockte plötzlich mein Fuß; ich sah einen großen Hasen ruhig in seinem Lager sitzen. Ich trat näher; Lampe rührte sich nicht — er war tot. Hatte das Feuer ihn verwirrt, daß er sich in seiner Casse am sichersten fühlte? Und er ist dann erstikt?

Ich hatte genug gesehen.

Die Heide, die große Wiege vieler harmloser Tiere, ist abgebrannt. Mit großem Weh haben Vorkhenne, Stod- und Kridente ihr Nest verlassen müssen. Haben daran auch die Vuben gedacht, die das Feuer leichtsinnigerweise anlegten? „Die tote Heide“, werden sie sagen, „was liegt daran!“

Ich aber sage: „Die Heide ist nicht tot. Unter ihrem Schutze leimt junges reiches Leben.“